

Der Schreibtisch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **28 (1960)**

Heft 12

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-570866>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Schreibtisch

Noch lag kein Schnee. —

Die rostbraune Erde hungerte nach der weissen Decke. Die Gräser wagten sich zwar schüchtern an die milde Dezembersonne, und an den Bäumen drängten sogar Knospen der Föhnluft entgegen. Der nächste Wettersturz aber musste ihr unzeitiges Wachsen wieder lahm legen und das leuchtende Grün wird dann einem kranken Gelb weichen müssen. Um so schöner leuchteten jetzt die mit Bändern in brennendem Rot geschmückten Tannenzweige, und die Kerzen, welche auf den Gräbern von denen angezündet wurden, die sich der Toten liebend erinnerten, vereinigten sich zu einem sanften, flackernden Reigen.

Auch Gerhard schmückte wie jedes Jahr das Grab seines jüngeren Bruders, der seine unbezwingbare Sehnsucht nach den Schneegipfeln der Viertausender mit dem Tode bezahlen musste; er ehrte auch das Grab seiner Mutter, die sich in einer freudlosen Ehe allzufrüh zutode gehärmt hatte, und er legte auch Zweige und Kerzen auf den schmucklosen Grabhügel eines Mädchens, das die Gespielin seiner Schuljahre gewesen war und das an seinem dreiundzwanzigsten Geburtstag im See gefunden wurde. Weshalb sie diesen Weg in das Unrettbare gesucht hatte, wurde nie recht klar. Gerhard wusste nur, dass er sich ihr einmal eröffnet hatte, als sie nach einer fröhlich durchtanzten Nacht durch die Reberge nach Hause gingen und er arglos ablehnte, was sonst jeder Bursche beschenkt angenommen hätte... Einige Augenblicke lang verhemmte er seinen Schritt: er stand vor dem Grab seines Vaters, aber dann wandte er sich wieder ab und ging weiter, ohne auch nur das bescheidenste Zeichen des Gedenkens niederzulegen.

Das war nun schon der dritte weihnachtliche Gang durch den Gottesacker und alle drei Jahre, seitdem der grosse, etwas schwerfällige Mann einem Auto-unfall zum Opfer gefallen war, konnten im Herzen Gerhards keine Aenderung seiner Gefühle erreichen. Wohl trug ein prachtvoller Stein den Namen seines Vaters und in der Einfriedung wechselten die Blumen in unaufhörlicher Folge der Jahreszeiten, von kundiger Gärtnerhand gepflegt, aber Gerhard hatte es nie über sich gebracht, auch nur einen einzigen Blütenzweig in die marmorne Vase zu stellen, die für persönlichen Schmuck den Angehörigen reserviert blieb. Das Band zwischen Vater und Sohn blieb zerrissen, seit Wort und Hand ihn wie einen Peitschenhieb im Gesicht traf; Gerhard konnte und wollte nicht vergessen. Der starre Eigensinn war das einzige Erbteil, das ihm von des Vaters Natur verblieb. —

Als er das schöne, alte Riegelhaus betreten wollte, war die grosse eichene Haustüre bereits verschlossen. Die alte Magd Wilhelmine hatte wohl schon eine Freundin aufgesucht, um mit ihr die Mitternachtsmesse zu besuchen. Obwohl Gerhards Familie sich zum evangelischen Glauben bekannte, wurde die gute Betreuerin im Hause gehalten wie ein Glied der Familie. Die paritätische Kirche des Dorfes stand ja auch beiden Bekenntnissen offen; man hatte sich seit hundert Jahren gegenseitig ertragen und achten gelernt. Und so kam es auch, dass konfessionelle Gegensätze in dem stillen Dorf am See kaum je fühlbar wurden. Auch des Vaters Strenge hätte sie nie geduldet. Es sollte jeder auf seine Weise selig werden. Um so unverständlicher blieb dem Sohn, was der Vater ihm angetan hatte...

Als Gerhard im alten Hausgang, in dem geschnitzte Truhen und tickende Standuhren Wohlhabenheit und Geborgenheit verbreiteten, seinen Mantel abgelegt

hatte, und die breite, teppichbelegte Treppe emporstieg, erfreuten seine Augen überall das frische Grün der Tannenzweige und das reine Weiss der Kerzen. Die alte Wilhelmine hatte sie auf allen Etagèren verteilt und hinter jedes Bild gesteckt, das ihren abgewerkten Händen erreichbar blieb, ein Recht, das ihr seit seiner Bubenzzeit zukam und das sie sich auch erbeten hatte, als Gerhard nach des Vaters Tod wieder in das Elternhaus zurückkehrte, das ihm jahrelang verschlossen geblieben war. Im grossen Wohnzimmer, in dessen gekastelten Fenstern sich der vom Mond beschienene See spiegelte, drehte er nur die kleine Tischlampe an, um sich ganz dem Zauber des Heiligen Abends hingeben zu können. Die Geschenke lagen, bereits festlich verpackt, unter dem Baum, säuberlich geordnet wie von jeher: für ihn, für Wilhelmine und für den Gärtner, der den alten Park und den Rebberg, der sich bis zum See hinunter neigte, zu pflegen hatte. Und dann lagen natürlich auch die Gaben für Martin da, seinen Freund, der von Neujahr an als künstlerischer Beirat in die Möbelfirma eintrat und morgen, gegen Abend, zur gemeinsamen Feier eintreffen wollte. Wenn Martin einmal an seiner Seite mitverantwortlich arbeiten würde, wird sich der Becher der Freude bis zum Rande füllen. Dann würde wohl auch das Dunkle, das im Elternhaus immer noch auf ihm lastete, im Hellen zerfliessen wie jetzt die Wolkenschatten vor dem Mond. Gerhards Augen glitten über die getäferten Wände, die alten Bilder, die Gesichter seiner Ahnen, seiner Mutter und seines Vaters. Aber während er das Antlitz der Mutter wie mit liebenden Händen berührte, blieb er vor den Augen dessen, der ihn auch in dieses Dasein gerufen hatte, ungerührt. Er sah rasch weg. Doch die Erinnerung, die zerstörerisch-schmerzliche, stach nur um so verletzender in sein Bewusstsein, und in dem menschenleeren Haus hörte er wieder die harte Stimme, die ihn verflucht hatte. Als er eines Abends nach einer längeren Auseinandersetzung wegen einer aussichtsreichen Heirat sich zu seinem eigentlichen Wesen bekannte, hatte ihm der Vater Worte ins Gesicht geschleudert, wie sie ein Vater auch im schlimmsten Falle einem Kind nie sagen durfte. Und die schlagende Hand, die ihn in sinnloser Wut rechts und links im Gesicht traf, brannte noch heute hundertmal mehr als der körperliche Schmerz. Gerhard hatte dann in der gleichen Nacht seine Koffer gepackt. In einer grösseren Stadt konnte er sich durch seine Fähigkeiten und Kenntnisse kostbaren Holzes bald eine Stellung erarbeiten, die ihn unabhängig machte. Seine Mutter traf er wohl hie und da in der Nähe, aber weder ihre Bitten noch ihre Tränen vermochten je, den Riss zwischen Vater und Sohn zu schliessen. Erst als ihre zitternde Stimme ihn eines Mittags anrief: «Vater ist überfahren worden», kam er zurück. Tränenlos folgte er dem Sarg, freudlos übernahm er das Geschäft, herzlos blieb er dem Toten gegenüber bis heute. Was damals geschehen war, hatte jeden Zugang zu seinem Herzen verbaut. Nun, es war vorbei — und morgen kam Martin, der den Heiligen Abend diesmal noch bei seiner Mutter feierte. —

Gerhard stand auf und ging durch das Haus. Er genoss mit der Stille den weihnächtlichen Duft auf Stiegen und Geländern. Er öffnete jede Türe und malte sich aus, was er mit seinem Freund ändern würde — da andere Bilder, dort die Vorhänge, hier einige Möbel. So kam er auch vor Vaters Zimmer, das er seit der Testamentseröffnung nie mehr betreten hatte. Er war damals wie ein Bettler abgefertigt worden, aber weil die Mutter Alleinerbin blieb, wurde er es später auch. Er konnte ihr noch zwei Jahre die Liebe des Sohnes und Ruhe schenken, aber ein Leben, das vierzig Jahre lang in Konvention und Härte hatte gelebt werden müssen — und wohl auch seine unerbittliche Unversöhnlichkeit dem Toten gegenüber — brachen ihren Lebenswillen allzufrüh. Vorbei, auch das vorbei. In die-

sem Zimmer würde bald Martin wohnen und er sollte es ganz nach seinem Willen gestalten. Dann würde auch diese äussere Erinnerung an Gerhards Erniedrigung zerfallen wie eine bröckelnde Mauer. —

Er drückte auf die Messingklinke und öffnete. Ein leichter, muffiger Geruch blieb unverkennbar. Aber sonst hatte alles seine peinliche Korrektheit behalten, wie es der Bewohner immer gewünscht hatte. Wilhelmine hielt auch nach dem Tode ihres Hausherrn alle Anordnungen getreulich inne. Aber der Schreibtisch musste natürlich noch heraus, bevor Martin kam. Zögernd setzte Gerhard sich in den alten Drehstuhl und fast scheu öffnete er Schublade um Schublade. Aber die Mutter hatte noch alles geleert bis auf die linke Seite, die ein Rolladen verschloss, zu dem der Schlüssel nie gefunden wurde. Weil jedoch der ganze Nachlass völlig geordnet gewesen war, hatte sich niemand weiter darum bemüht, den Schlüssel zu finden.

Aber es war seltsam: jetzt, in dem grossen und lautlosen Haus, schien es, als ob von jener verschlossenen Seite des Schreibtisches eine beinahe magisch lockende Wirkung ausginge. Was enthielt sie? Ein Familienerbstück, die Brautbriefe der Eltern — oder ein Geheimnis? Gerhard war als Inhaber des grossen Möbelgeschäftes Fachmann genug, um zu ahnen, dass vielleicht das Schloss für den Schlüssel nur eine Täuschung war und hier eine Mechanik wirksam gemacht werden musste, die nur dem Käufer des Schreibtisches bekannt war und nur von einem Fachmann herausgefunden werden konnte. Seine Hände tasteten den Rolladen ab, griffen unter die Tischplatte, da... der Rolladen fiel: drei offene Fächer wurden freigegeben. Sie waren mit grossen gelben Umschlägen angefüllt, wahrscheinlich alte Geschäftspapiere, aber jetzt völlig wertlos geworden. Wie unter einem seltsamen Zwang griff Gerhard einen Umschlag heraus. Er hatte wohl achtlos die falsche Seite angefasst, denn der gesamte Inhalt fiel auf den Boden...

Gerhard starrte und starrte. Langsam ergriff er Blatt um Blatt — es waren Bilder nackter Jünglinge und Männer, schöne Götterleiber und andere, vulgäre und in fragwürdiger Lust; Bilder, auf denen ein photographisches Meisterauge den grossen Schöpfungstag eingefangen hatte — «Und Er schuf den Menschen nach Seinem Bilde» — und daneben Bilder, die Luzifer nach seinem Sturz in den Abgrund ersonnen haben konnte. Gerhard griff nach anderen Umschlägen, zehn, zwanzig... alle enthielten dasselbe. Er schloss die Augen und lehnte sich zurück. Die Minuten schienen sich zu Ewigkeiten zu dehnen. Dann kam es, fast lautlos und erschüttert, über seine Lippen: «Auch du... auch du...» Langsam erkannte er den letzten Urgrund des väterlichen Fluches: als er den Sohn traf, traf der Fluchende sich selbst. Der Mann, der die Lebenshöhe überschritten hatte, erkannte zu spät das ihm zugewiesene Schicksal, war wohl in eine Ehe geflüchtet wie viele vor ihm, erkannte zu spät, was die Aufgabe seines Lebens gewesen wäre. Der Sohn durfte nicht das gleiche Schicksal erfahren wie er: die vielen durchwachten Nächte in der dörflichen Einsamkeit, die unerfüllten Stunden der selbstischen Lust, das Jahrzehnte lang ersehnte und ihm niemals zuteil gewordene Glück der Zweisamkeit mit einem liebenden Gefährten.

Ein grosses Mitleid stieg in Gerhard auf, ein Verzeihen der vergifteten Worte und ein Vergessen der entehrenden Schläge. Darum hatte sein Vater also aufgeschrien wie ein Tier, das man mit spitzem Stahl getroffen hatte; darum hatte er den Sohn verstossen, in der trügerischen Hoffnung, ihn vor dem gleichen Schicksal doch noch bewahren zu können, darum, nur darum. Gerhard barg den Kopf in den Händen und fand nach Jahren endlich die erlösenden Tränen.

Dann stand er auf. Ohne weiter viel mehr anzusehen, trug er alles zu dem dunkelgrünen Kachelofen im grossen Wohnzimmer. Es sollte alles Asche werden, alle unerfüllten Wünsche, alle Träume ohne Weggefährten, alle nutzlosen Anklagen und alles ohnmächtige Wüten gegen das eigene Geschick. Die Buchenscheite, die Wilhelmine vor dem Weggehen noch aufgelegt hatte, waren noch in hellroter Glut. Da und dort wünschte er wohl ein Bild aufzuheben, aber er versagte es sich. Erst, als das letzte Blatt zerfiel, schloss er das eiserne Türchen. In der Küche lagen noch Tannenzweige, Bänder, Kordeln, Kerzen. Er flocht sich einen Grabschmuck und trug ihn auf den Gottesacker. Ruhig legte er ihn auf den Hügel, unter dem der ruhte, dem er doch auch sein Leben dankte und dessen Andenken er künftig auch ehren wollte als das eines Mannes, dem ein Uebermass an Qual und Verwirrung zugeteilt worden war.

Dann schritt er zur Kirche.

Es war nach Mitternacht geworden und die Christmette ging wohl bald ihrem Ende zu. Dennoch trat er in die mit Kerzenglanz überflutete Kirche. Und als nach des Priesters Segen die Gemeinde stehend den grossen Choral sang, stimmte auch er ein in die Dankbarkeit, weil die Botschaft von oben auch für ihn in dieser Nacht gekommen war, dass ein Wohlgefallen an jenen sein wird, die guten Willens sind.

An der Tür wartete er auf Wilhelmine. Erstaunt und beglückt sah sie ihn an, aber sie getraute sich nicht zu fragen, weshalb er, der schier Ungläubige, die Kirche betreten und auf sie gewartet hatte. Wortlos nahm er ihren Arm und lenkte sie mit sanftem Druck zu den Gräbern. Die Kerzen waren da und dort schon herunter gebrannt, aber die des neu geschmückten Grabhügels strahlten in vollem Licht . . . Die alte Magd löste ihren Arm aus dem ihres jungen Hausherrn und blickte ihn leise lächelnd an. Sie fand nur ein Wort: «Endlich!» Dann nahm sie aus dem Weihwasserkesselchen des daneben liegenden Grabes den Buchszweig und besprengte die Ruhestätte des nun auch geehrten Toten mit dem Zeichen des Kreuzes. Gerhard nahm es auf als die alle menschlichen Gegensätze überbrückende Gebärde. «Entsühnt», dachte er und nahm die alte Magd in seine Arme. Sie liess es geschehen wie eine Mutter, die bei einem störrischen Kind endlich ihren Willen durchgesetzt hat. Dann schritten sie zusammen nach Hause. Und manch einer der mitternächtlichen Heimkehrer mochte wohl lächeln über das ungewohnte Paar. Sie aber wussten beide, dass sie die grosse Botschaft gehört hatten, wirklich und wahrhaftig.

Der Mond war hinter den nachtschwarzen Wäldern des jenseitigen Ufers verschwunden. Aber die Sterne verschwanden in dieser Nacht einen nie gesehenen Glanz.

Rolf.

